

Reclams  
Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift

Sechszwanzigster Jahrgang

Erster Halbband



1910

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig



## An des Kaisers Grab.

Novelle von Josephine Siebe.

Ueber Pisa glühte die Mittagssonne. Still, wie von Traum und Schlummer umfungen, lagen die Straßen, in denen in feierlichem Schweigen uralte Paläste standen, die Fensterläden waren geschlossen und kein Lebenszeichen drang von innen nach außen. Kein Mensch war zu sehen, nur ein Knabe schlief im Schatten eines Tores, über dem die Kugeln der Medici eingelassen waren. Sabine zur Mühlen schritt ganz langsam durch die schweigende Stadt, denn die Glut lag wie eine Last auf ihr. Sie war erst vor wenigen Stunden in Pisa angekommen, und ihr Weg sollte sie, wie sie sich das so oft in Gedanken vorgenommen hatte, nach dem Kampofanto führen. Die verfallene Märchenschönheit der stillen Stadt tat sich wie ein Wunder vor ihr auf, fremd und unwirklich erschien ihr alles, es war ihr, als ginge sie durch eine ferne Vergangenheit und schreite aus ihrem Leben heraus, in das jener Menschen, die Jahrhunderte vor ihr gelebt und die Stein auf Stein zu diesen Palästen gefügt hatten.

Sie vergaß fast ihr Ziel. Träumend schritt sie

kreuz und quer durch Straßen und Gäßchen; einmal blieb sie stehen, sah staunend auf die harmonische Schönheit eines Palastes, der zwischen steilen schmutzigen Häusern stand, dann entzückte sie wieder die graziöse Anmut eines zierlichen Erkers. Und so in Sinnen und Schauen verloren kam Sabine unversehens auf dem Domplatz an. Beinahe geblendet blieb sie stehen.

Auf grünem Rasen erhob sich wie im Sonnenglanz schwimmend der weiße Dom, daneben neigte sich der schlanke Campanile wie unter schwerer Alterslast, von ihm hernieder schwebte dünnzitternd der Klang einer Glocke durch die glühende Luft — auch dieser Klang hatte etwas Traumhaftes, Unwirkliches an sich, er weckte kein Leben, alles blieb still wie vorher. Nur ein Bettler, der in einem Schattenwinkel des Domes schlief, streckte eine Bitte murmelnd halb im Schlaf die Hand aus. Sabine hörte den Ruf gar nicht, sie sah nur die weißen Gebäude vor sich und dahinter die dunkle alte Stadtmauer: es war ein Bild von feltner Schöne. Langsam, bei



nahe ehrfurchtsvoll schritt sie an der schimmernden Pracht vorbei, der Bettler sah eine Weile blinzeln und der lichten Gestalt nach, „sie kehrt zurück“, dachte er und seufzend streckte er sich aus, um den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.

Auch der Pförtner des Kampofanto fuhr schlaftrunken empor, als Sabine Einlaß begehrte. Er musterte flüchtig die feine zarte Mädchenerscheinung, die Prüfung fiel zu seiner Beruhigung aus, und zufrieden schloß auch er wieder die Augen.

Sabine betrat den hohen Kreuzgang und sie stand erschauernd vor der ernstesten Schönheit des Ortes. Sie sah auf die alten Fresken an den Wänden, auf die Grabmäler zu seiten, alles mahnte an den Sieger Tod; unter den Steinplatten, auf die ihre Füße traten, moderten die Gebeine längst vergangener Geschlechter; nur auf dem von den Hallen umschlossenen grünen Feld, auf der heiligen Erde blühte das Leben, dort standen Rosen unter dunkel aufragenden Zypressen. Und dann sah Sabine auch das Kaisergrab, das sie gesucht hatte, gesucht wie das Glück, das entgleiten will. Sinnend sah sie auf die steinerne Gestalt des deutschen Kaisers nieder, die da wie im friedvollen Schlummer auf dem Sarkophag ausgestreckt lag.

In Jugendkraft und Schönheit war einst Heinrich VII. ausgezogen in dem alten heißen Sehnsuchtsdrang der Deutschen nach dem Sonnenland — auf seiner Rückkehr von Rom ereilte ihn der Tod, und das stolze Pisa hatte ihm sein Grab bereitet.

Sabine dachte an den Mann, dessen Dichterkraft ihr den toten Kaiser lebendig gemacht hatte, an den Mann, den sie liebte und auf den sie harrte.

Ihre Gedanken bauten eine Brücke aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Sie sah sich wieder in dem kleinen Hoftheater sitzen, eine Premiere war angesagt. Ein historisches Drama sollte aufgeführt werden, der Verfasser war ein junger Privatdozent der nachbarlichen Universität, und man spöttelte ein wenig über das Gelehrtdrama. Der Kaiser Heinrich VII., der da vor 600 Jahren gen Rom gezogen war, hatte nur geringes Interesse für die nervösen Stimmungsmenschen der Gegenwart. Aber schon nach den ersten Szenen war es wie ein Erschauern durch das ganze Haus gegangen, jeder fühlte es, das war wirklich ein Dichter, der da sprach. Sie sahen alle den Kaiser in trotzigem Siegermut durch die nachts stillen Straßen des belagerten Roms schreiten, be rauschend empfanden alle die Glut und Süße seines Liebesworbens um die stolze Romtochter Giuliana. Die trennende Schranke der Jahrhunderte fiel, die Zuhörer fühlten die Schwere des Schmerzes, als Giuliana in dem Kaiser, der nach dem Sieg fremd und stolz an ihr vorüber in den Lateran zur Krönung schritt, den Geliebten erkannte, und sie klagten mit um den Tod des Helden, als der nach Giulianas

Schönheit lüsterne Priester beim Abendmahl im Kloster Buonconvento dem Kaiser den Giftrank reichte.

Man hatte den Dichter gerufen, nicht einmal, immer wieder, in immer neu hervorbrechendem Jubel, aber er war nicht erschienen, er habe bereits das Haus verlassen, sagte man. Wenige Wochen später hatte Sabine den Dichter in einer Gesellschaft kennen gelernt. Kalt, fast schroff hatte er einige Schmeicheleien, die man ihm über sein Drama sagte, zurückgewiesen. Diese stolze Einsamkeit hatte Sabine gefesselt, unnahbar hoch erschien er ihr an jenem Abend. Vier Wochen später war sie seine Braut geworden.

Seine Braut! wie das so fremd klang, so unwirklich, und doch hatte sie einst das Wort im tiefsten Herzen beseligt. Seine Braut. Sie war es noch, aber der Mann, den sie einst mit der jauchzenden Inbrunst einer Lebensliebe umfangen hatte, stand ihr innerlich ganz fern. Sie hatte den Dichter gesucht, aber der Dichter war für sie unerreichbar. Von allem sprach Jens Hensing zu ihr: von seinem Beruf, seiner Wissenschaft, nie von seiner Kunst, nie von neuen Plänen. Das Gespräch darüber verstimmte ihn, der Ruhm, den er trug, schien ihm eher lästig, er quälte ihn. Das Tor zu dem Schatz seiner Seele blieb ihr verschlossen, zaghaft, mit heiliger Scheu hatte sie um Einlaß gebeten, aber ihr Hoffen war vergeblich gewesen. Einmal hatte sie ihm einige Verse gesandt, ein Sehnsuchtschrei ihres Herzens waren die Worte gewesen:

„Ich träumt' von einem goldnen Tor,  
Zu dem mein Weg mich hingeführt.  
Verschlossen blieb's, den Schlüssel rührt'  
Nicht eine Hand am goldnen Tor.

Mit sachtem Zagen klopft' ich an,  
Kniel' auf der Schwelle kühlem Stein:  
,Macht auf, laß meine Seele ein!'  
Es hat mir niemand aufgetan.

Durch einen schmalen engen Spalt  
Sah ich des Gartens Wunderpracht,  
Dort Blüte neben Blüte lacht,  
Doch draußen blieb es schaurig kalt.

Und laut und immer lauter klang  
Mein wehes Rufen an dem Tor:  
,Du liebster Mensch, hört nicht dein Ohr,  
Hört's nicht der Liebe Bittgesang?'

Wohl küßt' der Schwelle Marmelstein  
Mit Küßten ich wie Sommenglut,  
Wusch sie mit rotem Herzensblut —  
Es ließ mich niemand, niemand ein.“

Er hatte sie nicht eingelassen, er hatte nie über ihre Worte gesprochen. Sie fühlte wohl, daß er sie liebte, aber zwischen ihnen beiden wuchs die dunkle Mauer des Nichtverstehens immer höher, sie waren beide unfrei und waren beide froh, als der Sommer eine längere Trennung brachte. Sie kamen sich auch in ihren Briefen nicht näher. Seltsam waren die



feinen: zärtlich, glühend, leidenschaftliche Liebe fordernd, und dann wieder fremd, gezwungen, unfrei.

Es war ein großes Verschweigen in ihnen, in dem Sabines Liebe zu erkalten begann.

Da hatte sie vor wenigen Tagen in Interlaken, wo sie gerade mit ihren Eltern weilte, die Nachricht empfangen, daß Jens über den Brenner nach Florenz gefahren sei, um auf der Laurenziana eine alte Handschrift zu vergleichen. Und wie ein glühender Strom war plötzlich die Sehnsucht über sie gekommen. In Pisa an seines Helden Grab, dort wollte sie noch einmal versuchen, seine Seele zu finden, wollte Klarheit zwischen sich und ihm schaffen. Die Eltern, die Freunde, die alle in dem eleganten Kurort ein fröhliches Nichtstuerleben führten, waren entsetzt über ihren Plan, mitten in der Septembertag nach Pisa fahren zu wollen. „So was tut man nicht,“ sagten sie, „es ist abenteuerlich, unschicklich.“ Aber Sabine setzte ihren Willen durch, sie reiste. Ihrem Verlobten schrieb sie nur: Komm zu mir; sie meinte, er müßte sie verstehen.

Nun saß sie hier an des Kaisers Grab und wartete auf ihn. Würde er kommen, dem ihr Herz gehörte, und ihre Liebe befreien, ihr neue Lebenskraft geben?

In ihr Sinnen hinein tönte auf einmal der dumpfe Klang eines sich schließenden Tores, und ihr Herz begann rasend zu schlagen. Feste Schritte kamen näher. Er kommt, dachte sie. Aber eine fremde Gestalt war es, die da vor ihren Blicken auftauchte.

Gelassen wie einer, der bekannte Wege geht, schritt

ein Mann durch den Kreuzgang, er kam näher und blieb neben ihr an dem Grab des Kaisers stehen.

Sabine schaute den Fremden, der ihr wie ein Eindringling erschien, forschend an. Der Mann mochte älter erscheinen als er war, sein noch volles Haar war bereits ergraut, die Gestalt noch jugendlich kraftvoll, aber in dem feinen ernstesten Gesicht lag ein scharfer Leidenszug eingegraben. Wie er so stand und auf das Bild des Kaisers hernieder schaute, dachte Sabine: Ihn und mich muß ein Band verbinden!

Da kam der Fremde auf sie zu, ruhig, ohne Hast, als habe er erwartet, daß sie hier sein müßte, er blieb vor ihr stehen und fragte: „Sind Sie Sabine zur Mühlen?“

„Ja,“ sagte Sabine einfach. Das Seltsame dieser Frage berührte sie kaum, beim ersten Laut seiner Stimme hatte sie wieder gedacht: Ich muß ihn kennen.

Er nannte seinen Namen, es war der ihres Verlobten.

Betroffen sah sie den Mann an, sie wußte, daß Jens einen Stiefbruder besaß, der krank, schwermütig, irgendwo in einer Heilanstalt lebte. Nur einige Male hatte Jens von diesem Bruder gesprochen, immer mit einem tiefen, beinahe qualvollen Schmerz, einem Schmerz, wie er nur aus großer Liebe erwachsen kann.

„Ich komme von meinem Bruder, komme mit einer Botschaft von ihm,“ sagte Lewin Heyning.

„Er ist krank,“ rief das Mädchen in jähem Erschrecken.

„Nein,“ sagte der Mann gütig, „er ist nicht krank, aber er trägt eine Last auf seiner Seele und



von dieser Last will ich Ihnen sprechen, dazu bin ich zu Ihnen gekommen. Wollen Sie mich anhören?"

Sabine nickte nur, irgendeine unbestimmte Angst bedrückte sie und beinahe flehend sah sie zu dem Schwager auf.

Der setzte sich neben sie auf die Marmorstufen, die hinabführten zu dem grünen Giland, und er begann zu sprechen. Es gibt Stimmen, die an altmodische Gärten mahnen, in denen die Besitzer in der Dämmerung warmer Sommerabende sitzen und leise, wehmütswoll von denen reden, die einst jung und froh in diesen Gärten lachten. Solch eine Stimme hatte Lewin Heyning, eine Stimme, die wohlthat, die sanft zu streicheln schien und die doch so unendlich traurig war. „Ich muß von mir reden, um Ihnen sagen zu können, was ich soll,“ begann er. „Von meinem Glück will ich reden, damit Sie mich verstehen. Ich war einmal sehr glücklich, so glücklich, wie man nur in dem Besitz einer geliebten Frau sein kann, mit der man alles, jeden Gedanken, jede Freude, jede Hoffnung teilt. Auf unserer Hochzeitsreise war es, im Frühling, da kamen wir hier nach Pisa. Die stille, traumhafte Schönheit der Stadt tat es uns an. Wir mieteten uns in einem alten Palast ein paar Zimmer, Säle waren es, weit und lustig, die Wände mit halb verblichenen Malereien bedeckt. Wie Fürsten kamen wir uns vor in dem Reichtum unseres Glückes.

Von Tag zu Tag wuchs unsere Liebe zu Pisa, wir entdeckten immer neue Schönheiten, immer andere malerische Winkel, und Hanna sagte oft: „Ich wollte, ich könnte malen oder dichten.“ Unser Lieblingsplatz aber war doch der Kamposanto. Stundenlang konnten wir hier auf den Marmorstufen sitzen oder von Grab zu Grab wandern, und dann sprachen wir von den Toten und ihren Schicksalen. Oft war es mir, als würden die Menschen lebendig, die hier ruhen; ihr Wesen, ihr Sein wurde mir vertraut, und wenn ich so erzählte, dann sagte Hanna wohl sinnend: „Du bist doch ein Dichter.“

Sie gab damit einer verschwiegenen Hoffnung meiner Seele einen Namen, nur eine gewisse Zaghaftigkeit hatte mich bis jetzt davon abgehalten, dem, was in mir lebte, Worte zu geben. Wir waren zwei Wochen hier, da kamen Bekannte meiner Frau durch Pisa. Sie wollten in wenigen Stunden alles sehen; es waren solche, die drei Tage in Rom bleiben und dann sagen: „Wir kennen Rom ganz genau!“ Hanna wußte, wie wenig ich mich in diese Art Menschen zu finden vermochte, und mit lebenswüthiger Schelmerei sagte sie: „Weißt du, wozu gibt es gelehrte Arbeiten, mein hoher Herr, bleib studienhalber daheim, ich entschuldige dein Fernbleiben.“ So wurde es auch: froh, dem Zwang entronnen zu sein, ging ich zu einer Stunde, wo ich wußte, daß

die Gäste bereits im Museo Civico von Bild zu Bild rasten, auf den Kamposanto. Es war so still wie heute, nur in einer Ecke, gerade unter dem Inferno, standen Hochzeitsreisende; die Schauer der Hölle entlockten ihnen nur ein Lächeln.

Mich störten die beiden nicht. Ich saß hier auf den Marmorstufen, und in jener Stunde erlebte ich innerlich das Drama des Kaisers, dessen Grabmal hier steht. Wie ein Schöpferrausch überkam es mich; was ich seit Tagen dumpf tastend geahnt hatte, stand jetzt in heller Klarheit vor mir. Ich eilte heim, und wie im Fieber kam ich in unserem Asyl an. Dort in dem großen kühlen Saal, dessen Fenster auf den von Marmorsäulen umstandenen Hof hinausgingen, saß ich und schrieb, als mein Weib zurückkehrte. Sie sagte kein Wort, sie sah mich nur an, und in dem Blick ihrer Augen las ich Verstehen. Aus unserer langen Hochzeitsreise, die uns bis nach Griechenland hatte führen sollen, wurde nichts, wir blieben in Pisa. Ich saß in dem alten Palazzo und schrieb, wenn ich aufblickte, sah ich in die leuchtenden Augen meines Weibes wie in einen stillen, klaren See. Es kamen auch Stunden, in denen ich an mir und dem Gelingen meines Werkes verzweifelte, dann gingen wir zusammen durch die schweigende Stadt oder wir wanderten den Bergen zu, und leis und lind wußte Hanna meinen Mut zu heben. Oder ich stürmte allein hinaus und saß hier einsam bei den Toten, um ihrer Sprache zu lauschen, und wenn ich heimkam, grüßten mich Hannas leuchtende Augen. Sie war mir Mutter und Geliebte zugleich. Erst später habe ich den unendlichen Reichtum dieser mütterlichen Weibesliebe verstehen gelernt. Es ist eine Liebe, die wie ein unverstiegbarer Brunnen reiner Güte quillt, die nur gibt, immer entsagungsmutig gibt; eine Liebe, die wohl die Fehler, die Schwächen, die Schuld des anderen erkennt, aber alles still im Herzen begräbt, und die in den leidvollsten Seelenschmerzen noch mit stolzem Lächeln zu sagen vermag: „Ich glaube an dich!“

In dem Licht solcher Liebe wuchs mein Werk.

Nur einmal durchbrach Hanna ihre scheue Zurückhaltung und nahm bewußt teil an meiner Arbeit. Giulianas Antwort auf des Kaisers Liebeswerben wollte ich schreiben; diesmal versagte mir die Feder, und als ich die Stelle vorlas, erschienen die Worte mir selbst kalt und gekünstelt. Mißmutig warf ich die Feder weg und eilte hierher.

Als ich heimkam, lag ein Blatt auf meinem Tisch, darauf hatte Hanna Giulianas Antwort niedergeschrieben. Schweigend nahm ich das Blatt und fügte es dem Manuskript ein, so sollte es bleiben.

Sabine, die in regungslosem Schweigen geseffen hatte, stöhnte leise; sie kannte so gut jene Worte, sie hatte sie dem Geliebten einst selbst als Braut gesagt.



Aber jetzt begann sie, sein Erschrecken, seine scheue Abwehr damals zu verstehen. Wie grausam es war, dies Verstehen!

Minutenlang sah der Mann das Mädchen in unendlichem Mitleid an, dann fuhr er fort: „Als wir Pisa verließen, um unser Heim zu beziehen, war mein Drama des Kaisers in seinen Hauptzügen fertig; noch im Herbst konnte ich es einer großen Bühne einreichen, und nun begann die Leidenszeit. Nach Monaten kehrte meine Arbeit ungelesen zurück; ich fandte sie von neuem aus, wieder begann das Hoffen und Harren, und wieder kam die Enttäuschung. So ging es fort, drei Jahre lang. Ein zweites Drama, das ich angefangen hatte, blieb liegen, mir fehlte der Mut. Und immer stand Hanna heiter und unverzagt an meiner Seite, immer sprach sie hoffnungsvoll von meinem endlichen Sieg.“

Ein Sohn wurde uns geboren, den wir Heinrich nannten, und oft, wenn Hanna das Kind auf dem Arm trug, dann sagte sie geheimnisvoll, als erzähle sie dem Kleinen ein schönes Märlein: „Dein Vater ist ein Dichter, er ist es doch, ich weiß es!“

Dann kam das Unglück, brutal, zermalmend; wehrlos stand ich ihm gegenüber.

Unser Kind bekam Diphtheritis, es starb. — Zwei Tage später folgte ihm die Mutter. —

Am Begräbnistag meines Weibes erhielt ich wohl zum achtenmal mein Werk als unaufführbar zurück. Da lachte ich und warf es zu Boden. „Verbrenn es!“ schrie ich meinen jungen Bruder an, der bei mir war, „verbrenn es!“ Und ich lachte und lachte. Ich wurde krank und lebte lange in dumpfer Gleichgültigkeit dahin. Vor wenigen Monaten fand ich zufällig unter meinen Büchern eine Art Tagebuch meines Weibes; ihr ganzer stolzer, mutiger Glaube an mich, an mein Talent las ich in den Zeilen, und meine Seele wurde frei. Seit einigen Monaten wohne ich hier und arbeite wieder, und hier hat mich mein Bruder aufgesucht, von ihm erfuhr ich sein Schicksal und das meines Dramas. Er hat es damals an sich genommen, er wußte bisher nichts davon, denn nur Hanna war die Vertraute meiner Arbeit gewesen. Er las es und erkannte den Wert der Arbeit, er sah aber auch die Fehler, die eine Aufführung erschwerten. Es war ihm wie eine heilige Pflicht, meinem Werk Anerkennung zu gewinnen, er arbeitete es daher um, strich die Überfülle, teilte die Szenen anders ein und reichte es dann bei der Intendanz des Hoftheaters ein. Er hatte einen besseren Erfolg als ich, das Drama wurde angenommen. Mein Bruder hat von Anfang an nicht daran gedacht, als Verfasser gelten zu wollen; nach dem Erfolg wollte er sagen: „Der es schrieb, das war mein Bruder!“ Daß ein nachheriges Bekenner der Wahrheit in unserer lauten Welt, in der

ein Erfolg zum Tagesereignis wird, um freilich fast ebenso rasch wieder vergessen zu werden, ein schweres Werk ist, das hatte er nicht bedacht. Als er am Morgen nach der Aufführung erwachte, war er ein berühmter Mann, und nun kommt seine Schuld — ihm fehlte da der Mut zur Wahrheit. Er fand ihn auch nicht, als er erkannte, daß die erwachende Neigung des Mädchens, das er von der ersten Stunde an geliebt hatte, nur dem Dichter galt.

Ich verließ wenige Wochen nach der Erstaufführung die Heilanstalt. Ich habe aber erst jetzt das Schicksal meines Werkes erfahren, mein Bruder selbst sagte es mir, und ich habe ihn verstanden, denn ich weiß, daß der Grund seines Wesens dennoch wahr ist.“

„Er hat mich betrogen,“ sagte Sabine schwer.

„Ja, das hat er, aber er büßt seine Schuld härter, als Sie ahnen. Er liebt Sie, und nichts ist bitterer, als vor dem geliebten Weibe in Schuld dazustehen.“

„Er hat mich betrogen!“ rief Sabine noch einmal hart, „meine Liebe ist tot!“

„Dann war es keine Liebe,“ sprach der Mann ruhig. Er ergriff Sabines Hand, die eiskalt in der seinen lag, und sagte in seiner stillen Güte: „Ich mußte Ihnen wehe tun, denn Sie mußten hindurch durch die bittere Erkenntnis der Unwahrheit. Früher oder später muß wohl jeder Mensch, der liebt, liebt in dem höchsten Sinne, durch ein dunkles Tor der Erkenntnis gehen. Wohl dem, der in der Dunkelheit seine Liebe nicht verliert, dem sie sich als echt erweist und dem sie verklärt wird durch das Leid, das er um sie erduldet. Vielleicht haben Sie nur einen Schein geliebt, nur den Dichter, nicht den Menschen. Aber vielleicht finden Sie jetzt den Menschen.“

„Wie soll ich ihn finden?“ rief Sabine bitter; „ich habe so oft angeklopft, nie wurde mir aufgetan!“

„Ich habe zu Ihnen von meines Weibes Liebe gesprochen, können Sie nicht verstehen, warum ich es tat?“ fragte der Mann.

Sabine senkte den Kopf. „Ich will suchen gehen,“ sagte sie nach einer Weile, aber die bittere Härte war noch in ihrer Stimme. Sie stand auf, sie konnte kein Wort weiter sagen, nur allein sein, dachte sie, allein sein. Sie grüßte schweigend und ging an den Gräbern vorbei dem Ausgang zu.

Wieder schritt sie über den leuchtenden Platz und wieder schwangen sich vom Kampanile Glockentöne herab, aber diesmal weckten sie Leben. Einige Frauen gingen in träger Langsamkeit dem Dom zu, schwarzgekleidete Priester kamen, und aus dem Schatten der weißen Kirche löste sich wieder die Gestalt des Bettlers, diesmal klang seine Stimme laut und wach.

Sabine bog aus der Helle in den Schatten einer schmalen Straße ein, auch hier war es jetzt laut und lebendig geworden. Singend zogen einige Bettelmönche durch das Gäßlein, Kinder lärmten, und vor den



Hautstüren standen schwägend, in süßem Nichtstun, die Alten. Und Sabine ging durch Stille und Leben hindurch, noch immer betäubt von dem Schlag, der ein schönes Bild in ihrem Innern zertrümmert hatte. Dann saß sie in ihrem Hotelzimmer auf dem kleinen schmalen Balkon und sah auf den Arno hinab, der unter ihren Fenstern dem Meere zurann. Es wurde dunkler, die blaue Nacht des Südens verdrängte den Tag, mehr und mehr erwachte das Leben auf der Straße. Stimmen ertönten laut, lärmend, dann verhallten sie in der Ferne, neue drängten sich hervor. Gelächter erklang von fern und gedämpft rauschte Gesang durch die Nacht.

Auf einmal war es Sabine, als sagte eine stille, schwermütige Stimme: „Sie war Mutter und Geliebte zugleich!“

Da schluchzte sie auf und in ihren Tränen löste sich

der starre Zorn. Ganz leise, wie ein Gelöbniß, sagte sie Giulianas Worte vor sich hin, die jene Tote, die so groß in ihrer Liebe gewesen war, geschrieben hatte:

Ich hab' dich lieb, du fremder Mann!  
 Ich kann dir mehr nicht sagen,  
 Denn könnt' ich tausend Jahre auch  
 Mit eines Dichters schöner Zunge reden,  
 Ich fände doch kein Wort, kein einzig Wort,  
 Das meines Herzens stolzes Heiligtum so preisgibt  
 Wie dies arme Wort: Ich hab' dich lieb!  
 Es kündet meiner Träume süße Lust  
 Und meiner Sehnsucht nimmermüde Dual.  
 Es singt mein Jauchzen dir, klagt dir mein Weinen,  
 Es sagt dir alles und verschweigt dir nichts,  
 Dies arme kleine Wort: Ich hab' dich lieb!

Dann dachte sie: Ich will meine Seele suchen gehen, will den Menschen finden! Es war aber nicht mehr die Härte in ihrem Willen wie noch vor wenigen Stunden. ☐